

— und der Rüdeshheimer — Er strich sich über die Stirn hin. „Wenn mich meine Selbstaner so „unconstruirt“ reden hörten!“ mußte er denken, fuhr dann aber strahlenden Auges unentwegt fort: „Ich spreche keine ganz gerechten Sätze, Fräulein Ursula, wie mir scheint, aber ich bin sehr überzeugt, Sie verstehen mich dennoch. Ich will Ihnen ja nur sagen — Sehen Sie: es ist über mich gekommen, wie ein selbiger Rauch — nicht wegen des goldigen Tropfens da, nicht nein, der besüßigt nur — aber ich werde sonst allerdings vielleicht zu schüchtern, zu gewissenhaft, zu pedantisch — wie soll ich sagen? — Jetzt strömt das Alles, bricht mit Elementargehalt aus dem Inneren hervor. Ich — ja, ich liebe Sie, Ursula. Und wenn ich auch eigentlich ausgezogen war — Sie müssen mich nicht falsch beurtheilen, Ursula. Ich — ich bin wahrhaftig nicht leichtsinnig und gewissenlos oder wortbrüchig — aber gerade Ihr Bericht über Ihren Vater hat mir die Augen geöffnet. Ich — ich hatte auch als Student eine romantische Liebe, und wir schwuren uns Treue — Und vielleicht hat sie mir ja auch die Treue bewahrt, meine Zungenliebe — vielleicht — Und sie denkt, sie muß es, trotzdem sie einen Anderen liebt. Hoffen möcht' ich das wenigstens, obgleich selbst in anderen Fällen ich — Nein, ich bin nicht leichtsinnig, Ursula, nur ehrlich — Und ich — ich liebe sie eben nicht mehr, habe sie vielleicht nie wirklich geliebt, sondern nur die Jugend in ihr — Es ist ja vielleicht schmerzhaft und traurig — aber ich kann ja nicht anders, ich kann doch nicht mit dieser Liebe zu Ihnen im Herzen jeht zu jener Anderen gehen — das wäre doch eine Lüge, ein Frevel. Und nun wissen Sie, Gottlob, Alles. Und wenn Sie nun darüber hinweg kommen könnten — ich hätte es Ihnen ja verschwiegen können, aber ich will nicht auf Schleichwegen zu Ihnen gelangen, ich will nicht — und wenn Sie mich ein klein wenig wieder liebten — wenn Ihnen das Alles nicht zu rasch, zu stüremisch kommt — Ursula! Dürfen — wollen Sie mir vertrauen — mir angehören?“

Mitten in diese wüthe Liebeserklärung hinein, die Ursula bald erlassend, bald lächelnd, eine Thräne an der Wimper zerfließend, zitternd und müthig zugleich, mit anhöret, schrie das Abfahrtsignal des Dampfers. Aber Faustinus German schien es nicht zu hören, schien es nicht zu sehen, daß sie angsthvoll auf ihrem Stuhl hin und her rückte, sondern sprach immer weiter und weiter, und sie konnte ihn doch nicht mitten in seinem Wortüberfluthung unterbrechen oder gar davon laufen, zumal er jetzt ihre beiden Hände ergriß und nicht mehr losließ und immer wieder und wieder sagte: „Ich liebe Sie —“

Und dann endlich konnte sie zu Worte kommen, und das Erste, was sie nun sagte, war: „Aber wir müssen ja fort, Herr Professor!“ Gleich darauf aber stieß sie einen Schreckensruf aus, denn ganz deutlich hörte man bis hier über das Schauseln des Rades, das davon Zeugnis ablegte, das Schiff sei abgefahren. „Aber, mein Himmel, was fangen wir nun an?“ Sie lehnte sich ganz bleich in ihrem Stuhl zurück.

Der Professor aber war völlig ruhig geblieben; er lächelte sogar. „Wir fahren eben mit dem nächsten Schiffe weiter.“ sagte er, in zwei Stunden. Und inzwischen haben wir Zeit, mit einander hier in's Klare zu kommen. Und offen gesteht' ich auch dies ein: „Ich hab's so beabsichtigt, Ursula! Sehen Sie, dort hält' ich Ihnen nicht sagen können, wie es um mich steht, Ursula. Denn dort wohnte sie ja, zu der ich eigentlich fahren wollte — sie ahnt freilich nichts davon. Und es wäre auch gar keine Zeit gewesen. Da mußst' ich schon diesen Gewaltstreich versuchen. Aber Sie — aber Du verzweifelt es, Ursula, nicht wahr? Um meiner Liebe willen!“

Eine Zeit lang ruhte ein thränengefeuchtes Mädchenanitzig an Faustinus German's Brust, während die sinkende Sonne einen Glorienschein um das blonde Haar wob. Es war ganz feierlich still in der Kabin. Nur der Strom rauschte und rauschte drunten. Zwei Herzen schlossen einen heiligen Bund bei seinem nimmermüden Lieb — ohne viel Worte; was hätten sie sich Beide zu sagen gehabt? Ihre Augen hatten längst gesprochen, ihre Lippen sprachen weiter — ohne Worte.

Dann bildete Ursula plötzlich auf. „Das ist ja Alles, wie im Märchen,“ sagte sie träumerisch. „Aber weshalb kommst Du es mir dort nicht sagen, Faustinus, daß Du mich lieb hättest?“ „Weil sie dort wohnt, mein Lieb.“ „Dort? Aber — dort wohnt ja auch — Du weißt — die Papa heiratheten

möchte — Sollte das gar —? Adelgunde Cronstadt —?“

„Das ist sie! Und dann wäre also ich Deines Pappas ahnungsloser Nebenbuhler? O Schicksal, wie wunderbar sind Deine Wege! Aber dann ist ja vollends Alles gut!“ Und jubelnd schlo er in seine Arme.

„Ja,“ sagte sie, „es wäre mir sonst doch auch immer wie ein Raub erschienen. Begreift Du's? Nun erst kann ich ganz glücklich werden. Aber nun müssen wir's ihm gleich telegraphiren, dem guten Papa, ja? Willst Du?“

Nicht ein, sondern drei Telegramme wurden alsbald verfaßt und aufgegeben; eins an Ursula's Vater, eins an Adelgunde Cronstadt und eins an die Familie, bei welcher Ursula heute als Gouvernante hatte antreten wollen. Alle drei waren lang und kosteten zusammen ein kleines Vermögen. Und das Dampfschiff verläßt sie zum zweiten Mal darüber. Das socht sie aber jetzt nicht an, sie hatten ja auf der Fahrt ihr Glück gefunden und hatten längst beschlossen, überhaupt nicht mehr weiter zu fahren, sondern gerade Weges zu Papa Probus in Ursula's Heimath zurückzukehren. Und als ein glückseliges Brautpaar standen sie alsbald auf dem Dampfer, der wieder eheinauf ins Meer in Arm, ihr Kopf an seiner Schulter, und sahen den Mond hinter den duftenden Nebenhüllen herauf kommen und sein Zaubergold in die Wellen des Stromes schütten, als spiegelten sie den versunkenen Nebelungenhorst der Tiefe wieder.

Das verhängnißvolle Schnurrbarthaar.

Eine Londoner Criminalgeschichte.

Als Mr. Elbow nebst Gemahlin, Kindern, sowie der gesammten Dienerschaft von der Landpartie zurückkehrte, fand er zu seinem großen Erstaunen, daß aus sämmtlichen Zimmern die Stubenthiiren geflohen waren. Keine Fensterscheibe war versetzt, es zeigte sich überhaupt nicht die geringste Spur von den Dieben.

Natürlich wurde sofort nach der Polizei geschickt und der Constabler Mr. Gly erschien, um das Protokoll aufzunehmen.

„Haben Sie auf irgend Jemanden aus der Dienerschaft Verdacht?“

„Nein,“ erwiderte Mr. Elbow, „die war ja mit uns auf dem Lande.“

„Danach frage ich nicht. Man muß correct zu Werke gehen. Bei jedem Verdachten, das im Hause geschieht, fällt zunächst der Verdacht auf die Dienerschaft.“

Mr. Gly war einer der vorzüglichsten Polizeibeamten London's. Er hatte zwar noch nie den Urheber eines Verbrechens entbedt, aber seine Protokolle erfreuten sich der Achtung seiner Vorgesetzten. Auch jetzt bewies er feine Klugheit. Er untersuchte zunächst die Taschen, dann die Schränke der Dienboten. Er notirte dies im Protokoll und schloß mit der Bemerkung, daß er den Dieben auf der Spur sei.

Mr. Elbow gehörte zu den unzufriedenen Elementen der Bevölkerung. Anstatt sich mit dem Protokoll zu begnügen, ging er zu Mr. Brown, dem berühmtesten Detektiv London's, und legte ihm genau die Thatfachen vor.

„Glauben Sie, daß man die Diebe entdecken kann?“ fragte Elbow.

„Das Einschreibegeld kostet fünf Pfund,“ erwiderte der Detektiv selbstbewußt.

Mr. Elbow bezahlte und wiederholte seine Frage.

„Sobald ich die Diebe fest habe,“ — und das wird am nächsten Freitag, Abends 6 Uhr 35 Minuten der Fall sein, — erhalte ich noch 20 Pfund.“

Bald darauf nahm der Detektiv eine Besichtigung am Thabor des Verbrechens vor. Die Hände in den Hosentaschen schlenderte er durch die Zimmer, gleichsam zu seinem Vergnügen. Bleiblich blieb er stehen, bückte sich und hob etwas vom Erdboden auf. Was war es? Ein einzelnes Haar! Er legte es sorgsam in sein Notizbuch.

„Glauben Sie wirklich —?“ fragte Mr. Elbow.

„Unbedingt.“

„Aber wie?“

„Ganz einfach! Ich werde bei allen Dingen, die mir verdächtig vorkommen, die Haare nachzählen lassen, ich meine die Schnurrbarthaare, denn ein solches ist das gefundene. Solche junge Leute zählen ihre Schnurrbarthaare und merken sehr genau, wenn ihnen eines fehlt.“

Mr. Brown und Mr. Elbow gingen darauf in einundzwanzig Barbiergeschäfte und zeigten das Haar den Inhabern vor. Im zweiundzwanzigsten sagte der Barbier sofort mit Bestimmtheit:

„Das Schnurrbarthaar kenne ich, es gehört dem jungen Cogoby. Er läßt sich alle Tage bei mir rasiren. Doch da —“

Ein junger Mann erschien und ließ

sich ahnungslos zum Rasiren nieder. Der Barbier beugte sich über ihn und sagte plötzlich in schmerzlichen Tone: „Ich zähle nur dreizehn.“ Cogoby erblickte.

„Wie?“ rief er, „erst vorgestern waren es noch vierzehn.“

„Ist das vermehrte Haar vielleicht dieses?“ fragte Mr. Brown hinzutretend.

„In der That,“ erwiderte Cogoby erstaunt.

„Ich fand es in der Wohnung des Mr. Elbow.“

Cogoby wurde noch bleicher und sank zu Boden.

„Schurke!“ rief Mr. Elbow, „gib mir meine Stubenthiiren wieder!“

„Ich belenne Alles. Mein Freund Tom und ich, wir haben die Thüren gestohlen. Wir haben sie zuerst zerlegt und dann durch den Kamin fortgeschafft. Ich bin Schreinerlehrling und wollte meinem Meister Arbeit zufommen lassen.“

Und so war es. Cogoby wurde zu dreijähriger Deportation verurtheilt und versprach, nie wieder Stubenthiiren zu stehlen, was er auch gehalten hat. Er verlegte sich später auf Fenster und Badewannen, trug aber dabei stets eine Schnurrbartbinde.

Indianercheidungen.

Bei den meisten Indianerstämmen sind besondere Ceremonien bei dem Schließen von Ehen ganz unbekannt. Findet ein junger Krieger an einer Schönen Gefallen, so führt er dieselbe meistens ohne alles Ceremoniell in seinen Wigwam als seine Squaw, und nur selten wird von dem Häuptling oder Medegimman das Paar in formeller Weise zusammen gegeben. Häufiger kommt es vor, daß der verliebte Krieger seinem Schwiegervater als Aequivalent für das Weib ein Pony oder mehrere Deden geben muß. Wird der Indianer seiner Squaw müde, so kann er sich ihrer ebenso leicht, wie er sie gewonnen, entledigen. Nachdem er von seinem Vorhaben den Häuptling des Stammes in Kenntniß gesetzt hat, erfolgt die formelle Trennung bei dem nächsten Tande. Sind alle Mitglieder des Stammes versammelt, dann bilden sie einen Kreis, und in diesen tritt der Scheidungslustige mit einer Trommel in der Hand. Während er dem Instrument schauerliche Töne entlockt, überreicht er seinen besten Freunden kleine Geschenke, und dann hält er eine bombastische Rede, in welcher er alle wirklichen und vermeintlichen Fehler seiner Squaw zur allgemeinen Kenntniß bringt. Ist die Aufzählung vorüber, dann tana die Squaw nach einem anderen Krieger Umschau halten, denn ihre erste „Ehe“ ist gelöst. Es gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß bei einem einzigen Tande ein halbes Duzend derartiger Scheidungen vorgenommen werden. Die Squaws nehmen sich die ihnen zu Theil werdende unwürdige Behandlung im Uebrigen durchaus nicht zu Herzen und gewöhnlich suchen sie schon bei dem Tande, bei welchem sie den Laufpaß erhielten, mit allen Künsten barbarischer Coquetterie einen anderen Krieger zu erobern.

Einen primitiven Zustand wird durch die Uebernahme von Land in Eigenthum seitens der Indianer allmählig ein Ende gemacht, denn die Entscheidungen der Gerichte gehen dahin, daß das Ehebündniß eines Indianers, der Bürger geworden, als gesetzlich angesehen werden muß, selbst wenn es nach dem Stammes-Gesetzgebräuche ohne jedes Ceremoniell eingegangen worden ist. Nun hat gar mancher Krieger sich mehr, als eine Squaw zugelegt, und das Bewußtsein, sich an seine Weiber mit festen Ketten geschlossen zu sehen, erregt bei den Rothhäuten begrifflicher Weise einen starken Widerwillen gegen die ihnen aufgewungene Civilisation.

Die erste gesetzliche Ehecheidung, welche bei einem Stamme im Südwester erfolgte, wurde jüngst von dem Districtsgericht zu El Reno ausgesprochen. In diesem Fall war eine Squaw die Klägerin, und zwar war es ein Vollblut-Kiomawebis mit dem Namen Beahl Koo. Da die Squaw auch nicht ein einziges Wort Englisch verstand, wurde es notwendig, einen des Kiomaw-Idioms mächtigen Dolmetscher zu beschaffen, doch stieß der Gerichtschof dabei auf Schwierigkeiten. Richter Joad Stillwell, der als früherer Späher viele Jahre unter den Indianern zugebracht hatte, beherrschte wohl das Comanches-Idiom, war aber außer Stande, sich mit der Kiomaw-Squaw zu verständigen. Schließlich wurde ein Häuptling der Kiomaw, Schwarzer Kranich mit Namen, welcher zwar nicht englisch sprechen konnte, aber die Sprache der Comanches verstand, vor den Richter geholt, und Schwarzer Kranich überlegte nunmehr die Klage seiner Stammesgenossin Beahl Koo in das Idiom der Comanches, worauf Still-

well dem präsidirenden Richter Budford die Liebes- und Leidensgeschichte der lusterfarbenen Schönen mittheilte. Beahl Koo, die das 16. Lebensjahr noch nicht überschritten hatte, war vor drei Jahren von einem weißen Goldgräber, Namens King, zum Weibe genommen, aber schon nach kurzem Zusammenleben verlassen worden. Richter Budford bewilligte die beantragte Scheidung und sprach der Schönen Beahl Koo das Recht zu, in Zukunft einen beliebigen Namen anzunehmen. Eine andere Indianerscheidung, die ihres Gleichen nicht haben dürfte, wird das Districtsgericht in Tologa in seiner nächsten Sitzung beschließen. Unweit von diesem Orte ist ein Cheyenne-Indianer, Namens Yellow Bonnet, ansässig, der von seinen vier Squaws auf einmal geschieden sein will; als Grund seines Verlangens giebt Yellow Bonnet an, daß er Ehrst geworden ist und seine Squaws allen Belehungsversuchen gegenüber sich durchaus ablehnend verhalten. Auf die salomonischen Deduktionen, welche das Urtheil in diesem Falle begleiten werden, darf man mit Recht gespannt sein, und es dürfte nicht überraschen, wenn der Richter bedauern sollte, daß nicht auch unter den Comanches die Sitten der fannabällischen Südbsee-Indianer herrschen. Ein dortiger Häuptling wollte sich nämlich taufen lassen, doch weigerte sich der bestreuzte Missionar, die Ceremonie vorzunehmen, weil der Wilde vier Weiber hatte. Einige Zeit darauf erneuerte der Häuptling sein Verlangen mit dem Bemerkten, daß er keine Weiber mehr habe. „Wo sind sie?“ fragte der Missionar. „Ich habe sie ausgefressen,“ lautete die naive Antwort.

Aus der guten alten Zeit.

Daß trotz der Bedingungen, welche den Farmer verhindern, für seine Produkte hohe Preise zu erzielen, er doch wohl heute besser daran ist, als in der guten alten Zeit, da Silber und Gold gleich freien Zutritt zu den Münzen hatten, beweist eine Mittheilung des früheren Bundesensators C. W. Farwell von Illinois aus seiner eigenen persönlichen Erfahrung. Er schreibt einer Chicago'er Zeitung:

„Im Jahre 1838 zog mein Vater nach Illinois und ließ sich auf unermesslichem Regierungsland nieder, von welchem die Indianer erst im Jahre vorher entfernt worden waren, und begann in einem kleinen Maßstabe die Farmerei. Seine Söhne, darunter ich, halfen ihm dabei. Sechs Jahre lang blieb ich auf dieser Farm und verrichtete die gewöhnliche Farmarbeit. Damals erhielten Farmertnechte 50 Cents den Tag.

Im Jahre 1840 erndeten wir einen kleinen Betrag Winterweizen, schnitten ihn mit der herkömmlichen Sense und drohsen ihn mit dem Flegel aus. Dann fuhr ich damit nach dem 100 Meilen entfernten Chicago, verkaufte ihn für 40 Cents pro Bushel, und verwandte einen Theil des Ertrages zum Ankauf notwendiger Lebensbedürfnisse für unsere Familie. Ich kaufte Rattun, 8 Yards für \$1, und Zuder, 8 Pfund für \$1. Im nächsten Jahre brachte ich geschlachtete Schweine nach Chicago und verkaufte sie für 1 1/2 Cent das Pfund. Damals waren Gold und Silber das Austauschmittel und nahezu gleich an Marktwert. Sicher war Silber damals \$1.29 die Unze werth, doppelt so viel wie heute.“

„Es ist zu bedauern,“ bemerkt dazu die „All. Staatsz.“, „daß Hr. Farwell nicht beigefügt hat, wie lange Zeit ihm damals der Weg von der elterlichen Farm nach Chicago und zurück gefehlet, und was seine und seines Gespannes Verpflegung in Anspruch genommen hat. Es würde sich dann deutlicher herausstellen, mit wie viel geringerer Mühe und Kostenaufwand der Farmer heute seine Produkte zu Markt bringen und zu Gelde machen kann, als damals, und wie er bei gleichen Preisen doch einen größeren Gewinn hat, als in jener guten alten Zeit, als das Silber \$1.29 pro Unze werth war, und der Farmertnecht 50 Cents pro Tag erhielt, aber mit der alten Pflugschar, der Sense und dem Dreiflegel Tage und Wochen zu der Arbeit brauchte, die sich jetzt theilweise in Stunden vollzieht, und wo, weil es noch keine Eisenbahnen gab, es mehrere Tage Zeit und Tagelohn und viel Pferdekrast kostete, um die Erndte in Geld umzusetzen.“

Der Fliedkasten.

Im Leben einer Hausfrau nimmt das Ausbessern und die Neuordnung getragener Sachen einen breiten Raum ein und verursacht nicht selten arge Kopfschmerzen und manch tiefempfundenen Stoßseufzer. Da ist es den ein kleiner Trost, wenn wenigstens die Ingegendienzen zu genannter Arbeit im Bedarfsfalle so leicht zur Hand sind — in einem wohlgeordneten Fliedkasten, dessen Anlage der Familienmutter empfohlen sei.

Bei jeder Schneiderei, bei der Anfertigung von Unterzeug und Wäschegegenständen ergeben sich kleine und größere Abfälle. Bei den größeren ist es gerathen, sie in sauber aufgerollten, mit Hefelband zugebundenen Päckchen folgend dem Fliedkasten zu überweisen. Als solcher kann ein Komodentasten eingerichtet werden, eventuell auch eine Holzstie mit Schiebedeckel. Ist die Familie groß, so kann die Hausfrau für deren zwei gebrauchen, den einen für den Bedarf der älteren, den anderen für den der jungen Familienglieder. Schneiderinnen, die außerhalb des Hauses arbeiten, sind anzurathen, die Stoffabfälle zu sammeln und der Hausfrau zu oben genanntem Zweck zu übergeben.

Sind Kleidungsstücke soweit herabgekommen, daß ihre Ausbesserung nicht lohnt, so mögen auch die dazu gehörigen Fliedpäckchen von der Bildfläche verschwinden, schon um einer unanständigen Anschwellung des Kastens vorzubeugen. Doch finden sich in ihrer Mitte bisweilen noch brauchbare Reststoffe, die die sparame Hausfrau nicht dem Sacke des Lumpensammlers überlassen wird.

Um Zeit zu sparen, empfiehlt es sich, die häufig gebrauchten Flied-Päckchen — also alles zur Garderobe schulpflichtiger Kinder Gehörende — oben auf, das selten Benöthigte unten in den Kasten zu rangieren, auch nach jedesmaligem Suchen die geringe Mühe des Wiederaufräumens sich nicht verdrießen zu lassen. Die wenigen hierauf verwandten Minuten lohnen durch den allzeit erfreulichen Anblick des im Grunde so unerfreulichen Gesellen.

Pfälzer Durst und Appetit.

Wie in München und an anderen Orten des „jenseitigen“ Bayern viele Jäger schon in aller Frühe sich an Gerstenjast laden, statt Kaffee, Thee und Cacao zu schlürfen, gleich der anderen civilisirten Menschheit, so steigen in der Rheinpfalz manche braven Staatsbütgere schon beim Grauen des Morgens hinunter in den Wein Keller, „frühmorgens, wenn die Sähne trähen,“ vor lauter Durst. Freilich, sie können's auch, wachsen doch die Reben hinab „wild“ um diese waderen Jecher herum, so daß sie, fogsagen, im Herbst nur die Hand auszustrecken brauchen, um Trauben zu pflücken. Was den „Altbayern“ das Bier, ist dem Rheinpfälzer der Wein. Es ist z. B. eine alte Historie, daß ein Pfälzer Bauer sich von seiner Frau jede Nacht extra wecken ließ, um einen Schoppen Wein zu trinken. Der Tag war ihm zum Durstlöschen zu kurz. Ein anderes Bäuerlein von der Haardt hatte bei'm Weine in der Hitz' des Gefechts sich eine Injurientlage an den Hals gezogen. Er hatte zu viel „gebabbel“ und bei'm „Babbeln“ (Reden, Schwätzen) seinen Nachbarn beleidigt. Das führte ihn vor den Strafrichter. Der Richter machte eine strenge Miene und fragte den Beklagten, weshalb er denn im Wirthshause nicht stille gewesen sei. Unser Bäuerlein antwortete: „Ei, Herr Landrichter, trinke Sie mol' die Schopp' Wein und sein' Se dann still!“ Ob dem Bäuerlein dieser Mißverurtheilungsgund etwas genügt hat, darüber berichtet die Chronik nichts. Derartige Beispiele von Pfälzer Durst liegen sich verhundertsachen. Doch ein ganz besonderer Beweis für den Durst und den „geseigneten Appetit“ der Pfälzer bildet eine verblüffende Statistik von der diesjährigen „Winzinger Revue“ (Kirchweihen in Winzigen bei Neustadt a. d. Haardt), einem pfälzischen Volksfeste. In wenigen Tagen wurden getrunken: 3760 Flaschen Wein, 2510 Liter Pilsener, 104 Flaschen Seltz, 2340 Flaschen Mineralwasser u. obendrein noch beinahe 30,000 Liter Bier. Der auf dieser „Revue“ entwickelte Appetit liefert nicht weniger imponante Ziffern. Es wurden nach dieser Statistik verzehrt: ein am Spieß gebratener Ochse, 800 Laib Brod, 27 Schweine, 3 Kälber, 1 Mastfals, 3210 Bratwürst, 2000 Regensburger Würst, 14 Centner Ochsenfleisch, etwa 1000 Pfund Leberwurst, 90 Gänse, 85 Enten, 105 Hühner, 3 Rehe, 26 Schinken, und 16 Centner Sauerkraut. Man sieht: der Appetit hält dem unheimlichen Durst der Pfälzer die Waage. Wenn es wahr ist, was einmal ein berühmter Franzose sagte: „Was der Mensch isst, das ist er,“ so ist es begreiflich, daß die Pfälzer „Krischer“ sind, und für die idealen Dinge dieser Welt, für die schönen Künste, für ihre Dichter, die August Beder u. s. w., verhältnißmäßig wenig Interesse haben. Dafür freilich sind sie ein gemüthliches, lebenslustiges Völkchen, mit dem Wahlspruch: Man lebt nur einmal!

Anerkennung. — „Spielen Sie auch Klavier, mein Fräulein?“ — „Nein, gar nicht!“ — „Ah, — das ist brav von Ihnen!“

Humoristisches.

Guter Rath.

Wenn Du als Oelmann, Hochwohlgeboren, All' Deine Ehre glaubst verloren, Weil Deine Frau sich gar zu süß Mit einem andern Mann einließ, Dann ford're — Das sei Dir empfohlen — Den Andern nicht gleich auf Pistolen.

Weit klüger ist es, Das steht fest, Wenn Deine Frau Du schliefen läßt! Roman-Druckfehler. — Die beliebte Commerzienrathin warf sich, müde wie sie war, in's Bett. Er weiß Bescheid. — Die-ner: „Bedauere, der gnä' Herr ist verreist!“ — Besuch: „So, macht wohl eine Erholungsreise?“ — Die-ner: „Das glaub' ich nicht, denn d' gnä' Frau ist auch mit.“

Fataler Vorschlag. — Gattin: „Ach, liebes Männchen, wie werde ich die Stunden bis zu Deiner Rückkehr zählen! Wie wäre es, Kurt, wenn Du mir zu diesem Zweck noch schnell vorher eine goldene Uhr kauftest?“

Unter Freundinnen. — „Aber Rosa, geh' doch nun endlich, senst muß Dein Bräutigam, der Herr Lieutenant, so lange warten!“ — „Das ist nicht so eilig, er ist es ja schon gewöhnt vom Abwancment her!“

Nur so denkbar. — Laufbursch: „Hier wird ein Laufbursche verlangt.“ — Chef: „Zawohl; aber ich brauche einen Jungen, der nie eine Unwahrheit spricht und sich nicht mit Schwätzen aufhält!“ — Laufbursche: „Na, es ist gut; ich habe einen Bruder, der taubstumm ist, den werde ich gleich herführen.“

Verhoffen. — Zwei Liebessmanns verlieben sich in ein und dieselbe schöne Dame. Der Herzens-Conflikt führt natürlich zu einer Pistolen-Duell-Forderung. Einige ältere Juristen unterhalten sich darüber distret am Stammtisch: „A: „Ich befürchte einen schlimmen Ausgang.“ — B: „Warum nicht gar; es tann ja gar nichts Entschliches passieren.“ — A: „Weshalb?“ — B: „Weil sich die Herren schon vorher verschrieben haben.“

Erzeulicher Besuch. — Schwiegermutter: „Na, da hab' ich mich schon. Jetzt bleibe ich bei Euch, liebe Kinder, für immer und Du wirst mir doch die Augen zudrücken, lieber Schwiegersohn, nicht wahr?“ — Schwiegersohn: „Mit dem größten Vergnügen.“

Localpatriotismus. — Fremder: „Allo alle die berühmten Leute, die Sie mit eben aufgezählt haben, sind in Berlin geboren?“ — Berliner: „Na natürlich, wo sollen sie denn sonst geboren sind?“

Deutlicher Wink. — Fräulein (der von der Mama ein Stück Torto erhielt): „Mama, habe ich schon „Dante schön“ gesagt?“ — Mama: „Nein, Fräulein!“ — Fräulein: „Na, Mama, dann thue ich's bei dem nächsten Stück.“

Gipfel der Reinlichkeit. — Gheemann (am Stammtisch erzählend): „Was meine Frau reinlich ist, das ist großartig!“ Hat sie Alles im Zimmer abgeputzt, dann fängt sie sogar die Fliegen in demselben und — staubt sie auch ab.“

Sein Pech. — Bettler: „Ach, lieber Herr, geben Sie mir eine kleine Gabe, ich werd' immerwährend vom Unglück verfolgt.“ — Herr: „Wie ist mir denn; neulich kamen Sie doch zu mir als Stummer?“ — Bettler: „Ja, sehen Sie, das ist ja der deutlichste Beweis von meinem Unglück; muß ich Ihnen nun gerade in die Hände laufen.“

Epigramm.

Sonderbar ist dieses Leben, Sonderbar sind diese Leute, Was sie gestern arg verdammt, Loben sie voll Inbrunst heute. Was genial sie heute priesen, Tadeln morgen sie als kläglich, Seltene wogeln sie die Wäpche, Ihre Meinung aber täglich.

Reiter Post. — Treiber: „Jessa, Sie haben mi' angehoffen!“ — Sonntagsjäger: „Freuen S' sich doch b'rüber! Sehen S' doch dadurch, daß Sie'n Schuß Pulver werth sind!“

Bekannte Poesie. — Tourist (eine Sennerin umarmend): „Schönes Kind, aus Deinen Händen will ich mein Schicksal empfangen!“ — Sennerin (gibt ihm eine Ohrspeise): „Da hoast Dei — Schicksal!“ — Aus dem Tagebuch eines Chepeliamisten. — Bis zum Altare folgt das Weib dem Manne mit Vergnügen — mit Erreichung dieses Zieles aber hat die Folsamkeit ein Ende!